Zeitschrift: Mariastein
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 98 (2021)
Heft: 3

Artikel: Grundwerte der Benediktusregel : ein bleibendes Zeugnis eines weisen Mönches (1974)

Autor: Niederberger, Basilius

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1032545

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Grundwerte der Benediktusregel

Ein bleibendes Zeugnis eines weisen Mönches (1974)

Altabt Basilius Niederberger (1893–1977); Abt von Mariastein 1937–1971

Abt Basilius Niederberger lernte ich gleichsam durch die Hintertür kennen. Es war im Frühsommer 1974. Die Semesterferien standen vor der Tür, dazu im Oktober ein dreiwöchiger WK. Ich war unschlüssig, wie's weitergehen sollte. Zurück nach Fribourg, um das Geschichtsstudium fortzusetzen? Doch wohin mit der grossen Sehnsucht, die mich seit einiger Zeit umtrieb? Welche Richtung wollte ich meinem Leben geben, definitiv? Unruhig war mein Herz und ahnte, dass es seine Ruhe allein in Gott würde finden können, wenn überhaupt.

Eines Abends blätterte ich daheim in einer Zeitschrift mit violettem Umschlag, darauf stand: «Mariastein 4/74». Das Heft war mir bis anhin nie aufgefallen. Wir waren eine katholische Familie, da lagen stets viele fromme Zeitschriften jeglicher Couleur herum, die mich, den 24-Jährigen, nicht sonderlich interessierten.

Zufall oder Fügung? Ich blieb an einem Artikel hängen mit dem Titel «Grundwerte der Benediktsregel», verfasst von Altabt Dr. Basilius Niederberger, begann zu lesen und kam nicht mehr los. Auf ein paar Seiten fasste dieser mir unbekannte alte Mönch seine Erfahrungen im Umgang mit der Klosterregel Benedikts zusammen. Respekt, Klugheit und Nüchternheit und die Weite eines geläuterten, demütigen Herzens sprachen aus seinen Worten. Sie spiegelten, wie ich später begriff, die benediktinische Tugend der Discretio, «der Mutter aller Tugenden», wie Benedikt sie nennt (RB 64,19). Am Ende der Lektüre war mir klar: Ich bin angekommen! Und ich wusste, was zu tun ist.

Es ist überaus passend, das geistliche Vermächtnis von Abt Basilius anlässlich des Gedenkjahres 2021 wieder zugänglich zu machen, damit es auch heute den Weg finden kann zu den Leserinnen und Lesern unserer Zeitschrift.

Abt Peter von Sury

Die Regel, die der hl. Benedikt vor mehr als 1400 Jahren für Mönche geschrieben hat, zeichnet sich durch zähe Lebenskraft aus. Sie hat sich jahrhundertelang Geltung verschafft. Päpste spendeten ihr hohes Lob. Selbst weltliche Herrscher lernten aus ihr. Auf was legt St. Benedikt besondern Wert?

Kein Zweifel, den ersten Platz in der Wertskala des hl. Benedikt erhält der christliche Glaube.

Ohne Glauben ist klösterliches Leben überhaupt nicht möglich, denn es ist im Grunde gar nichts anderes als konsequentes Leben aus dem Glauben.

Der Glaube ist ein Geschenk Gottes. Er wird dem Menschen bei der Taufe als Keim in die Seele gesenkt und muss alsdann wachsen. St. Benedikt nennt ihn «Licht». Er ist eine höhere Sehkraft, ein Licht, das den Menschen alles so sehen lässt, wie Gott es sieht und beurteilt. Der Mensch sieht desto weiter und desto tiefer, je heller das Glaubenslicht wird. Und desto mehr beurteilt er dann auch alles so wie Gott es bewertet. Unseren Heiligen steht nicht an, den Glauben «vergöttlichendes Licht» zu nennen (Pr). Der Glaube macht auch hellhörig (Is. 50,5 Ps. 40,7).

Solcher Glaube wurde im Elternhaus des hl. Benedikt zu Nursia sorgfältig gehegt und gepflegt, inmitten eines Völkleins, das ob seiner Sittenstrenge allenthalben angesehen war. Solcher Glaube bewahrte denn auch den jungen Benedikt vor unzähligen Gefahren, als er zum Studium in der Weltstadt Rom weilte. Und es war dieser Glaube, der ihn schliesslich in die Einsamkeit trieb.

Hoch über dem See im Aniotal lebte er drei Jahre lang als Einsiedler in einer Felsenhöhle. Nur der Mönch Romanus aus einem benachbarten Kloster wusste um ihn. Er versah den Anachoret mit Nahrung. Sonst war Gott sein einziges Du. Betrachtung und Gebet füllten den Tag und oft auch die stillen Stunden der Nacht aus. In dieser Verborgenheit gewann Benedikt ganz tiefe Einsichten. Er reifte zum Lehrmeister heran, freilich nicht ohne Schmerzen, wie Alleinsein und Versuchungen sie verursachen. Ganz vom Glaubenslicht erhellt, ging St. Benedikt daran, klösterliches Leben zu organisieren. Für Mönche, die in Gemeinschaft leben wollten, schrieb er die Regel, nachdem er sie jahrzehntelang versuchsweise durchgeführt und erprobt hatte.

Wer darf ins Kloster eintreten?

Ins Kloster gehen darf nur, wen Gott ruft, und Gottes Ruf vernimmt nur, wer glaubt. Nicht voreilig soll man die Klosterpforten aufmachen, ja man darf sogar etwas skeptisch sein, wenn ein Kandidat um Aufnahme nachsucht. Der ältere Mönch, der sich dem Ankömmling anzunehmen hat, hat sich zu vergewissern, ob ihn Gott gerufen hat und ob er wirklich Gott suche (K 58, 61). Man sage ihm klipp und klar, um was es im Kloster geht: «umgürten wir also unsere Lenden mit dem Glauben ... und wandeln wir unter der Führung des Evangeliums seine Wege, damit wir den zu schauen verdienen, der uns in Sein Reich berufen hat» (Pr).
In diesem einen Satz wird das Ziel des klösterlichen Lebens aufgezeigt: Das Reich Gottes, letztlich die ewige Seligkeit, sodann der Weg der dorthin führt: Die Grundsätze des Evangeliums, die man ausführen muss und der Initiant: Gott, «der uns in Seiner Güte den Weg des Lebens zeigt» (Pr). Gott ruft meistens nur leise, man muss ihn wirklich suchen (K 58). Der Glaube lässt ihn finden.
Die bildliche Ausdrucksweise «die Lenden umgürten» erinnert an Ex. 12, 11, wo Jahwe den Israeliten sagt: «So sollt ihr es (das Osterlamm) essen: eure Lenden gegürtet, eure Schuhe an euren Füssen und euren Stab in euren Händen.» Also marschfertig müssen sie sein, unverzüglich sollen sie aufbrechen können.
Die heutige Jugend wird für diese Redewendung Verständnis haben. Sie gürtet sich ja auch mit der unentbehrlichen Windjacke und dem Regenschutz, ehe sie wandern geht.

Klosterleben ist Leben aus dem Glauben

Es mag den Neuling seltsam anmuten, wenn er nunmehr Tag für Tag in aller Frühe aufstehen und dann gemeinsam ein bis zwei Stunden lang im Oratorium das Gotteslob singen soll. Auch untertags legt man wiederholt die Arbeit beiseite und widmet sich dem Gebet. Ehe man sich zur Ruhe begibt, finden sich wiederum alle nochmals im Oratorium ein. Diesem Gottesdienst darf gar nichts vorgezogen werden. Dem Weltmenschen will das als Zeitverschwendung vorkommen. Der Mönch aber hat im Glauben erkannt, dass Gott der Schöpfer, unumschränkter Herr ist und Anrecht hat auf unsere Huldigung. Ihm schulden wir auch Dank und Sühne. Es drängt den Mönch, diesen Gott immer besser kennenzulernen.
Stundenlang vertieft er sich im Sommer wie im Winter in Gottes Wort, lässt Gott zu sich sprechen, nährt seinen Glauben in der Liturgie und in der göttlichen Lesung. Besorgt wacht der hl. Benedikt darüber, dass nur rechtgläubige Schrifterklärer beigezogen werden (K 9). Die Zeit der Glaubenskämpfe war noch nicht vorbei.
Je stärker der Glaube, desto leichter geht man den Weg der göttlichen Gebote, desto eher überwindet man die Schwierigkeiten, die auch im Kloster nicht ausbleiben (Pr). Der Glaube lässt uns nicht nur das ewige Leben mit aller geistlichen Begierde ersehnen (K 4), er zeigt uns auch die Umwelt – Menschen und Dinge – in anderem Licht und lässt sie uns anders bewerten.
Auch die Menschen im Kloster bleiben Menschen, sind trotz edlen Strebens mit Schwächen und Fehlern behaftet. Was macht ihnen, die verschieden sind an Alter, Herkommen, Temperament, Begabung und Bildung, das Zusammenleben erträglich, ja schliesslich schön? Es ist der Glaube.

St. Benedikt hat mit staunenswertem Scharfblick das Christusgeheimnis erfasst, das der hl. Paulus darstellt, und hat daraus die letzten Konsequenzen gezogen. Christus lebt durch den Glauben in unsern Herzen (vgl. Eph. 3, 17), nicht müssig, er wirkt in uns. Dafür müssen wir ihm dankbar sein und IHM, nicht uns müssen wir die guten Werke zuschreiben, die wir mit seiner Hilfe vollbringen (Pr). Christus ist es, der uns zum ewigen Leben führt (K 72). Alles Bemühen der Klosterleute muss aus der Übernatur hervorgehen und ihr dienen.
Christus ist der Weg durch seine Gnadenhilfen. Christus ist uns Weg durch jedes seiner Worte, denn sie sind die geradeste Richtschnur für das menschliche Leben (K 73). Christus ist unser Weg durch sein Beispiel. Klosterleben ist nichts anderes als Nachahmung des Lebens Jesu, vor allem Nachahmung seines Gehorsams, denn Gehorsam bis zum Tod am Kreuz war letzter Sinn und Höhepunkt seines Lebens. Wer durch Geduld im Kloster bis zum Tode ausharrt, der nimmt am Leiden Christi teil (Pr).
Wissen muss man aber, dass wir Christus nicht nur in der Liturgie und in der Meditation finden. Wir begegnen Christus Schritt auf Schritt – im Menschen. Das will der hl. Benedikt ganz anschaulich zeigen.
Er sieht Christus im Abt. Dieser nimmt im Kloster das Amt Christi ein. Das entdeckt freilich nur, der glaubt. Zweimal betont das die hl. Regel (K 2, 63). Man gehorcht dem Abt, als kämen seine Befehle von Gott selbst (K 5). Die Ehren, die man dem Abt erweist, gelten Christus. Der Abt muss sich dessen immer bewusst sein und dieser Gedanke sei ihm Impuls zu einer entsprechenden Lebensführung (K 63).
Der Gedanke an den im Menschen fortlebenden Christus hat den hl. Benedikt mit auffallender Sorge um die Kranken erfüllt. Ihnen gewährt er grosszügig Dispens von Regelvorschriften. Sie haben Anrecht auf gepflegte Nahrung, auf eine ruhige Zelle, auf Bäder, auf einen eigenen Pfleger. Dem Abt und dem Verwalter bindet Benedikt auf das Gewissen, dass sie sich immer wieder vergewissern, ob den Kranken wirklich nichts abgehe. Auch schrulligen und anspruchsvollen Patienten schuldet man immer Geduld (K 36).
Warum das alles?
«Der Kranke verkörpert den leidenden Herrn, den Mann der Schmerzen» (B. Steidle). Wenn Christus einst zum Gericht kommt, wird er sich mit den Kranken identifizieren und erklären: «Ich war krank und ihr habt mich besucht», oder auch «Ich war krank und ihr habt mich nicht besucht» (Mt. 25, 36).

« Wir begegnen Christus Schritt auf Schritt – im Menschen. Das will der hl. Benedikt ganz anschaulich zeigen. »

Ähnliche Überlegungen sind massgebend auch bei der Aufnahme von Gästen.
Zur Zeit des hl. Benedikt gab es auf dem Land noch nicht Gaststätten wie heute. Mit Vorliebe suchten Hochgestellte, Pilger und Arme Unterkunft in den Klöstern. Auch landfahrendes Volk trieb sich während der Völkerwanderung herum. Man musste daher in den Klöstern zu jeder Tageszeit auf Besuche gefasst sein. Sie konnten auch unangemeldet noch zu später Stunde kommen, wenn sich die Mönche zur Ruhe begeben wollten. Damit Störungen möglichst vermieden werden, ordnete der hl. Benedikt an, dass man für Gäste ausserhalb der Mönchwohnung gut eingerichtete Räume mit separater Küche habe. Es sollte auch jederzeit jemand zur Stelle sein, der Ankommende empfangen konnte. St. Benedikt hat ein eigenes Empfangszeremoniel erarbeitet oder übernommen, denn allen sollte entsprechende Ehre und Aufmerksamkeit zuteil werden. Auch wenn der Pförtner gar nicht wusste, wer anklopfte, hatte er mit «Gott sei Dank» zu antworten und in aller Freundlichkeit der Furcht Gottes hurtig im Eifer der Liebe Bescheid zu geben (K 66). Die Begründung für alle diese Anordnungen heisst wieder: «Ich war Gast, und ihr habt mich aufgenommen» (Mt. 25, 35, K 53).

In diesem Zusammenhang fällt die Bemerkung St. Benedikts auf: «der Aufnahme der Armen und Fremden widme man besonders gewissenhaft Sorge, weil in ihnen noch mehr Christus aufgenommen wird.» Diesen Appell an den Glaubensgeist hält er hier für angebracht, «weil das herrische Auftreten der Reichen sich selbst Ansehen verschafft» (K 53). Die Armen und Bedrängten waren Benedikts Lieblinge. Sie fanden, wie Gregor d. G. in seinen Dialogen berichtet, an ihm stets einen väterlichen Freund und Wohltäter.

Glaubensgeist gibt auch materiellen Dingen gegenüber eine neue Einstellung. Der Verwalter, und nicht nur gerade er, alle, die in Küche, Garten, Werkstätten und auf dem Feld zu hantieren haben, müssen zu allem Gerät Sorge tragen, als wäre es heiliges Altargerät (K 31). Das Kloster ist Gottes Eigentum, ist «Gotteshaus» und den Mönchen nur zur Nutzniessung überlassen. Mit allem, auch mit Materiellem muss Gott verherrlicht werden (K 57).

Wenn man alle diese Stellen der hl. Regel überdenkt, wird man zugeben müssen, dass St. Benedikt dem Glauben eine umgestaltende Kraft zuschreibt. Wird nicht das ganze Leben anders, wenn es vom Glauben bestimmt wird?

Aber wenn man nur gerade diese Stellen liest, wird man dann nicht versucht zu fragen:

War St. Benedikt nicht doch Utopist?

Wusste er um die Bedenken und Widerreden der Menschen, denen man solch ein Leben aus dem Glauben zumutet?

St. Benedikt kannte das Leben so, wie es wirklich ist. Er, der echte und nüchterne Römer, dachte durchaus realistisch, wenn er Richtlinien für die Verwaltung aufstellte. Seine Diskretion – das werden wir noch sehen – sagt zur Genüge, dass er kein Pseudosupernaturalist war und sein Strafkodex beweist vollends, dass ihm Widerstände gegen konsequentes Glaubensleben keineswegs fremd waren. Auch die Vorschrift, die Geister zu prüfen (K 58), wie auch die Mahnung zu einer gewissen Vorsicht bei der Aufnahme von Unbekannten (K 53) verrät seinen kritischen Sinn.

Trotzdem war St. Benedikt tief davon überzeugt, dass der Glaube die Welt zu besiegen vermag (vgl. 1. Jo. 5, 4), und er suchte gerade im Kloster, diesen Sieg anzubahnen. Er hörte nicht auf, das Ideal aufzuzeigen, wenn er sich auch bewusst war, dass seine gänzliche Verwirklichung nicht jedem jederzeit gelingen wird. Aber wenigstens unverdrossen danach streben muss der Mönch.

Einige Schlussfolgerungen

Man hat Kardinal Bengsch, Erzbischof von Berlin, in einem Interview («Vaterland», Luzern, 17. November 1972) die Frage vorgelegt: «Welchen Sinn und welche Bedeutung haben in der heutigen Zeit noch die religiösen Orden?» Der Kardinal antwortete: «Ich glaube, dass diese Frage gleichzeitig die Frage nach dem Sinn und dem Wert der Kirche in der heutigen Zeit stellt. Und die Unsicherheit über den Sinn des Ordenslebens kommt aus der Unsicherheit über die eigentliche Aufgabe der Kirche in der heutigen Welt. Unwillkürlich sind wir heute alle versucht, Sinn und Wert jeder Institution daran zu messen, ob sie zur Vermenschlichung des Menschen, zur Verbesserung der Welt, zur notwendigen Umgestaltung der Gesellschaft beiträgt. Ohne Zweifel kann und soll das auch die Kirche: aber diese Sinnbestimmung kann für die Kirche nicht die erste sein, wie für andere gesellschaftliche Gruppierungen und Institutionen.»

Und dann fährt der Kardinal im Anschluss an das zweite Vatikanum (Kirche 8) fort: «Die Kirche muss die Gemeinschaft der Glaubenden sein, das heisst, ihr Sinn kommt zuerst aus der Antwort auf die Berufung Gottes, auf sein Evangelium.» Kann man aber nicht heute weithin einen gewissen Glaubensschwund feststellen? Ist dieser Umstand vielleicht einer der Gründe, weshalb Ordensberufe seltener geworden sind?

Ein anderer Gedanke mag die Ordensleute zu einer ernsten Gewissenserforschung ermahnen. Kardinal Bengsch hält für die primäre Aufgabe der Kirche die Verkündigung, «dass der Mensch berufen und befähigt ist, sich im Akt des Glaubensgehorsams Gott ganz zu übereignen». Und dann sagt der Kardinal: «Die Aufgabe der Orden

aber ist es, diese eigentliche Berufung der Kirche in exemplarischer Weise zu leben.» Sich Gott übereignen heisst, sich Gott ganz und gar zur Verfügung zu stellen, auf seine Pläne einzugehen. Das soll ermöglicht werden, indem die Ordensleute die sogenannten evangelischen Räte befolgen und dadurch frei bleiben von Bindungen, die an und für sich berechtigt sind. Sie verzichten nicht aus Selbstsucht, sondern aus höheren Interessen, um der Kirche, «um des Himmelreiches willen» (Mt. 19, 12).
Wie erfüllen die Ordensleute, die mitten in einer Wohlstandsgemeinde leben und Tag für Tag den Verlockungen dieser Wohlstandsgesellschaft ausgesetzt sind, ihre eigentliche Aufgabe?
Gegen den Strom schwimmen setzt viel Kraft voraus.
St. Benedikt liess sich im Kampf mit dem damals noch mächtigen Heidentum nicht ermüden.
Und noch eine Frage stellt sich in diesem Zusammenhang: Wird nicht hier eine Zukunftsaufgabe der Klöster avisiert? Dem Menschen, der mitten in einer säkularisierten Welt lebt, scheint ein Leben aus dem Glauben schwer zu werden. Wenn die klösterlichen Gemeinschaften dieses Glaubensleben in exemplarischer Weise führen, könnten sie nicht dadurch den bedrängten, ringenden Menschen Hilfe leisten? Sollten sie nicht ihre Pforten öffnen für Einkehrtage, für «Kloster auf Zeit»? Die heutigen Menschen sollten sehen, dass es solche gibt, die Gott suchen, seinem Dienst nichts vorziehen, ihm zuliebe auf allerlei verzichten und auch für den Mitmenschen Zeit haben, seine Nöte verstehen und zu helfen nach Möglichkeit bereit sind, weil sie in jedem Menschen Christus erkennen.

Ehrfurcht

Nach St. Benedikt wird das Leben schöner, wenn in allen seinen Bereichen Ehrfurcht waltet.
Ehrfurcht setzt Ehrerweis voraus, und dieser äussert sich durch konventionelle Zeichen, die je nach Zeit, Ort und Kultur verschieden sein können.
Ehrerweis ist Anerkennung und Bezeugung eines Vorzuges, einer hervorragenden Leistung, eines Ranges oder Standes.
Jesus Sirach (10, 30) wusste, dass es Leute gibt, die wegen ihres Reichtums geehrt werden. Diese alttestamentliche Beobachtung können wir alle auch heute bestätigen. Man macht viel Aufhebens bei sportlichen Spitzenleistungen. Man zeichnet mit dem Nobelpreis aus, wer sich erfolgreich für den Weltfrieden eingesetzt oder die Wissenschaft wesentlich gefördert hat.
Dichtern, Künstlern, Komponisten errichtet man Standbilder wie den siegreichen Feldherren.
Wem schulden wir Ehrfurcht?
Hier stossen wir auf eine gewisse Schwierigkeit. Ist nicht das Wort zusammengesetzt aus zwei Begriffen, die in entgegengesetzte Richtung deuten?
Zu Ehrerweisen fühlen wir uns irgendwie spontan angeregt, bei Massenehrungen werden wir «hingerissen» und spenden frenetischen Beifall.

« Gegen den Strom schwimmen setzt viel Kraft voraus. »

Aber «Furcht»? Die hält uns zurück, kann uns sogar zu Flucht antreiben.
Wie reagieren wir nun in Wirklichkeit?
Überlegenheit weckt in jedem, der noch natürlich empfindet, Aufmerksamkeit, Respekt, ja Staunen und Bewunderung. Je höher die Überlegenheit, desto kleiner, unzulänglicher kommen wir uns vor. Desto eher treten wir in den Hintergrund – wir fliehen. Das ungefähr will in diesem Zusammenhang das Wort «Furcht» sagen. Der Ehrfürchtige lebt in einer gewissen Spannung: Hochachtung, Bewunderung – Scheu, Zurückhaltung.
Unübertrefflich hat der wortgewaltige hl. Augustin das ausgedrückt, als er seine Gotterfahrung schilderte: Inhorrui – inferbui. Ein unzertrennliches Sowohl-Als auch. Vor Gottes Grösse erschauerte er – in Furcht. Er spürte den Abgrund, der das Geschöpf vom Schöpfer trennt. Aber an den gleichen Worten erglüht er «in Hoffnung und Frohlocken» über die Erbarmung Gottes, des Vaters. Die Gnade hatte ihn berührt.
Ehrfurcht ist mehr als Anstand und Höflichkeit. Ehrfurcht ist heilige Scheu, Bewusstsein, dass man ganz Grossem gegenüber steht. Mag sein, dass man es mehr ahnt als ergründet.

Wie kann St. Benedikt Ehrfurcht für alle fordern?

Der hl. Thomas von Aquin lehrt, Ehrfurcht bringe man einem entgegen, weil in ihm etwas Göttliches verborgen sei: Gnade, Tugend oder doch wenigstens eine Spur seiner Allmacht und Weisheit, das natürliche Ebenbild Gottes (S. Th. 2-2, q. 19, a. 3 ad 1). Nach Göttlichem greift man nicht mit unreinen Händen. Wir reden von «heiliger» Scheu.
Sieht man das Göttliche? Leider nicht. Man muss daran glauben. Wir sahen, dass der hl. Benedikt den Glauben als die Kraft betrachtet, die das ganze Leben umgestaltet. Er fordert Ehrfurcht für alle, sie ist naturnotwendige Konsequenz aus dem Glauben.
Man spürt die göttliche Atmosphäre, wenn man besinnlich liest, was in der hl. Regel geschrieben wird über den Gottesdienst, dem man nichts vorziehen darf, über Stimmstärke, Gestus und Haltung beim Gebet, über das Schweigen, das immer im Gotteshaus zu herrschen hat und in das man nur eintreten darf zur Zwiesprache mit dem Allerhöchsten (K 8-20).
Aber auch Menschen schulden wir Ehrfurcht. Jeder wird von Gott geliebt, in jedem wirkt der Herr, denn das Gute, das wir tun, vermag keiner aus eigener Kraft zu leisten, sondern es geschieht vom Herrn (Pr). Alle sind zur Teilnahme an Gottes Leben und Seligkeit berufen, und wer weiss, ob nicht «der andere» an der himmlischen Tafel weiter hinaufrücken darf? Jedenfalls soll sich keiner über den andern erheben (Pr. K 7).
Wen St. Benedikt nicht vom Segen der Ehrfurcht überzeugt, der mag nachdenklich werden, wenn er Tun und Lassen eines Ehrfurchtslosen sieht.
Wer ist das? Das ist ein Mensch, der das Staunen verlernt hat, der sich dessen schämen würde, wenn es über ihn kommen möchte. Ein solcher Mensch ist schnell fertig mit seinem Werturteil. Er versteht alles besser als andere. Er ist blasiert, wird frech. Ihn interessiert nur, was ihm nützt. Rücksicht auf andere kennt er nicht. Er ist Egoist und Materialist.
Wer fördert Fortschritt und Freude an der Gemeinschaft?
Wer macht das Zusammenleben froh und erfolgreich? Der Ehrfurchtslose trägt kaum dazu bei.
Die Frage scheint berechtigt zu sein, ob nicht ein Zusammenhang bestehe zwischen Glaubensschwund und Formzerfall, die man beide heute beobachtet. Auch die Frage steigt auf, ob uns nicht der Mangel an Ehrfurcht beängstigen müsse. Man denke an Antiautoritäre.
Gewiss, es gibt zeitbedingte Zeichen der Ehrfurcht, die den ursprünglichen Sinn nach und nach nicht mehr erkennen lassen. Sie muten uns steif, schwulstig, erzwungen, unnatürlich an. Wenn man solche Zeichen aufgibt, ist nichts verloren. Weniger, aber durchschaubare, aufrichtige Zeichen leisten besseren Dienst. Hat aber ihr Abbau (ohne Ersatz) nicht doch gewisse Grenzen? Der hl. Benedikt hat in einer rohen Zeit mit der Ehrfurcht wirkliche Werte gerettet.
Ungezählte Psalmstellen sagen uns, dass Ehrfurcht vereinbar ist mit Freude und Frohsinn. Die Apostel fühlten sich in Jesu Nähe wohl. Christus lehrt die echte Ehrfurcht und St. Benedikt will, dass uns die Liebe zu Christus über alles gehe (K 5, 72).
Wenn andere uns mit Ehrfurcht entgegenkommen sollen, müssen zuerst wir ihnen so begegnen, schlicht, ehrlich, überzeugt. Ehrfurcht schulden wir auch den Vertrautesten und immer, auch in der Freizeit.
Etwas Göttliches, etwas von seiner Allmacht, Weisheit, Güte, Langmut trifft man in jedem Menschen.

Diskretion

Charakteristisch für die Benediktusregel ist nach dem Zeugnis Gregors d. Gr. die Diskretion.
Man übersetzt dieses aus dem Latein stammende Wort gern mit «weise Mässigung». Ist Diskretion wirklich ein Grundwert? Auch heute noch?
Jetzt preist man die Höchstleistung. Sie wird mit Edelmetall ausgezeichnet. Meisterschaft macht weltberühmt.
Nehmen wir uns indes Zeit und sehen wir einmal, was man mit Diskretion überhaupt meint und sehen wir, wie St. Benedikt sie übte. Erst dann können wir sagen, ob sie in unsere Zeit noch passt.

Das ominöse «dis» setzt im allgemeinen eine Vielheit voraus, und dann beginnt man zu teilen, zu zerlegen, zu spalten. Der Diskrete steht auch vor einer Vielfalt, aber er arbeitet nicht mit Atomkraft, er zertrümmert nicht. Er sieht alles gut an, möchte auf den Grund sehen, er sichtet, unterscheidet, scheidet aus. Dann erst entscheidet er sich. Diskretion ist eine Tugend, verwandt mit der Kardinalstugend der Mässigung. Der Diskrete ist niemals masslos. Er ist jeder Übertreibung abhold. Er verfolgt aber keineswegs grundsätzlich die weiche Linie. Er ist zäh und harrt geduldig aus, wenn Höchstes auf dem Spiele steht. Das macht ihn tapfer. Wie der Gerechte ist der Diskrete immer darauf bedacht, gutes Recht anderer zu respektieren. Er hat Achtung vor fremder Eigenart und lässt sie gewähren, sofern sie nicht stört. Er wägt nicht mit Unzen. Er kann grosszügig sein. Wie der Kluge sucht auch der Diskrete nach dem sichersten Weg und nach den vorzüglichsten Mitteln, um ans Ziel zu kommen. Er ist nie unklug. Während aber der «nur» Kluge im allgemeinen kühl und berechnend ist, sagt man dem Diskreten ein gewisses Wohlwollen, feines Empfinden und Einfühlen nach.

> « Etwas Göttliches, etwas von seiner Allmacht, Weisheit, Güte, Langmut trifft man in jedem Menschen. »

Wenn man einem Indiskretion vorwirft, meint man nicht, dass er ein Fehlurteil gefällt habe. Man will ausdrücken, dass er es an Rücksichtnahme, an Takt fehlen liess.
Man wird aus diesen kurzen Worten den Schluss ziehen dürfen, Diskretion sei keine einfache Sache. Man wird sie nicht von einem Tag auf den andern erwerben. Sie setzt viel Erfahrung voraus. Aber man wird zugeben, dass Diskretion das offenbart, was man «Kern der Persönlichkeit» nennt (vgl. S. th. 2–2, q. 47, a. 1, ad 1).
St. Benedikt hat keine theoretische Abhandlung über die Diskretion hinterlassen. Wo und wie hat er sie gepflegt?

Beispiele der Diskretion

Der hl. Benedikt setzt gerne an die Spitze der Regelvorschriften einen Grundsatz, der im Keim ein monastisches Ideal enthält. Der Grundsatz kann der Heiligen Schrift entnommen sein, auch einer allbekannten Erfahrung. Benedikt prüft dann, wie man diesem Grundsatz im Kloster entsprechen kann. Er legt auseinander, legt beiseite und dann wählt er, aber nicht unbedingt das Idealste. Er entscheidet sich für das, was jetzt und hier durchführbar ist, was alle leisten können.
Grundsatz: «Dem Gottesdienst darf nichts vorgezogen werden» (K 43). Damit ist der Gottesdienst im engsten Wortsinn gemeint, der Kult, das Gotteslob.
Wieviel Stunden sollen nun diesem vornehmsten Dienst eingeräumt werden?
Benedikt selbst hat sich als Eremit tagelang dem Gebet gewidmet. Er las, dass Wüstenväter jeden Tag das ganze Psalterium beteten. Dazu braucht man mehrere Stunden. Er hatte aber auch beobachtet, dass die Menschen des Abendlandes anders eingestellt sind als die Orientalen. Er wusste, dass die Häufung von gleichen Gebeten ermüdet. Mit Berücksichtigung all dieser Umstände setzte er das klösterliche Gebetspensum so fest, dass es fruchtbar werden kann. Er unterbricht den Gesang der Psalmen und streut Antiphonen, Leitverse, Lesungen, Responsorien, Hymnen, Versikel ein. Sie sollen helfen, die Psalmen und Lesungen auszukosten, zu vertiefen, sie sollen helfen, Gedanken des Offiziums dem Gedächtnis einzuprägen. Man nimmt sie mit und denkt untertags wieder an sie. Das liturgische Gebet wird auf mehrere Tagzeiten verteilt. So wird das Tagwerk geheiligt: Beten und Arbeiten sind unsere Aufgaben. Nochmals verrät St. Benedikt seine Diskretion mit der Bemerkung: Wenn einem (Abt) die Gebetsdisposition, die er mit so grosser Umsicht und Sorgfalt festgelegt hat, nicht entsprechen sollte, so dürfe er sie abändern, nur bittet er noch, man sollte im Laufe jeder Woche das ganze Psalterium verrichten, damit man nicht den Vorwurf der Lauheit verdiene (K 18). Der Diskrete ist nicht stur, er lässt auch eine fremde Ansicht gelten.

Ein anderer Grundsatz: «Der Müssiggang ist der Feind der Seele.» Die Erfahrung bestätigt den Satz. Daher gleich die praktische Anordnung: «Deshalb müssen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit beschäftigen, zu bestimmten Stunden hinwieder mit heiliger Lesung» (K 48). Also mit Mass und Abwechslung! Der Diskrete weiss, dass man so weniger überdrüssig wird. Er weiss auch, dass nicht jede Tageszeit gleich geeignet ist für jede Arbeit. Im Winter beginnt das Tagwerk mit Studium, mit Lesung; aufs Feld und in den Garten geht man erst, wenn es wärmer wird. Im Sommer macht man es gerade umgekehrt.

Nicht jeder kann jede Arbeit verrichten. Robusten weise man die schwereren zu, die weniger Starken darf man nicht überlasten. Nicht jede Arbeit ist gleich wichtig und gleich dringend.

Der Verwalter hat einen bedeutsamen Posten, daher wird er vom Küchendienst befreit. Auch andere können von dieser oder jener Arbeit dispensiert werden im Interesse einer dringenden (K 35). In Stosszeiten sollen den verantwortlichen Brüdern Gehilfen gegeben werden, «damit sie ohne Murren dienen» (K 53) und «das anvertraute Amt mit Gleichmut erfüllen» (K 31).

Friede und Freude tragen viel zum Erfolg bei.

Ein dritter Grundsatz: «Ein jeder hat seine eigene Gabe von Gott, der eine so, der andere so» (1. Kor. 7, 7). Dieser Tatsache trägt St. Benedikt auch in natürlichen Belangen Rechnung. Er will im Kloster die urchristliche Praxis durchführen. Von der Gemeinde in Jerusalem lesen wir: «Auch gab es keine Bedürftigen unter ihnen ... es wurde jedem zugeteilt, je nachdem er bedürftig war» (Apg. 4, 34 f.). Der eine braucht mehr, der andere kommt mit weniger aus. «Wer weniger braucht, danke Gott, wer mehr braucht, soll es bekommen, aber er erhebe sich nicht ob der Nachsicht» (K 34).

Bekanntlich ist es schwierig, den Speisezettel für eine Gemeinschaft aufzusetzen. St. Benedikt beteuert denn auch, dass er nur mit einer gewissen Ängstlichkeit das Mass von Nahrung und Trank für andere festsetze (K 40). Vermutlich hat er erst nach «Vernehmlassung» angeordnet, dass man zur Hauptmahlzeit zwei verschiedene gekochte Speisen auftrage, damit man das Bekömmliche wählen kann. Wenn immer möglich, soll man Obst und frisches Gemüse geben. (Also Vitamine!) Höchst diskret ist St. Benedikts Verfügung bezgl. Wein. Asketen meinen, die Mönche sollten überhaupt auf den Genuss von Wein völlig verzichten. Das wäre zweifelsohne ein Ideal. Aber Benedikt wagt es nicht, zu diesem Ideal alle zu verpflichten. «Wem Gott jedoch die Enthaltsamkeit verleiht, der wisse, dass er dafür einen besonderen Lohn empfängt.» Es kann auch sein, dass in einer bestimmten Gegend gar kein Wein wächst. Import war damals umständlich und teuer. Was dann? «Jene, die dort wohnen, sollen Gott preisen und nicht murren.» Wo man Wein bekommen kann, darf man ihn geniessen, aber «nicht bis zur Sättigung». Zur Erntezeit, in der Sommerhitze, mag der Abt nach Gutdünken eine Zubusse gewähren (K40). Es liessen sich noch viele Beispiele «weiser Mässigung» aus der hl. Regel anführen, doch sehen wir nur noch, wo St. Benedikts Diskretion am schönsten kund wird.

« Friede und Freude tragen viel zum Erfolg bei. »

Der hl. Benedikt hat das Kloster nie als eine Gemeinschaft von Vollkommenen betrachtet. Er rechnet durchaus mit allerlei Schwächen und Fehlern bei den Mönchen und mahnt auch den Abt, immer auf der Hut zu sein. «Er schaue immer mit Misstrauen, auf seine eigene Gebrechlichkeit» (K 64). Der hl. Benedikt hat daher einen eigenen Strafkodex in seiner Regel aufgenommen. Auch in diesem Kapitel fehlt der Grundsatz nicht. Er lautet kurz: «Der Abt hasse die Fehler» (K 64). Er übersehe sie nicht. «Sobald sie zu entstehen beginnen, schneide er sie mit der Wurzel aus» (K 2). Wie heilig ernst es ihm mit der Disziplin im Kloster ist, erhellt die Forderung, dass Vornehme, die einen Sohn im Kloster haben, sich eidlich verpflichten müssen, Missständen im Kloster keinen Vorschub zu leisten (K 59). St. Benedikt sagt kategorisch: «Wir erlauben nicht» (K 6), und «Wir verdammen mit ewigem Ausschluss allerorts» (K 6). Kurzum: «In allem sollen demnach alle der Regel als Meisterin folgen und keiner soll vermessentlich von ihr abweichen» (K 3).

Um seinen Worten mehr Nachachtung zu verschaffen, droht St. Benedikt auch mit Strafen (K 23, 24, 25, 26).
Das ganze klösterliche Strafverfahren ist ausschliesslich dem Abt vorbehalten (K 70). Man glaube aber ja nicht, dass irgendwelche sadistische Gelüste ihn reizen. St. Benedikt weist wiederholt und immer sehr eindringlich und ernst darauf hin, dass beim fürchterlichen Gericht Gott Rechenschaft verlangt, sowohl über die Lehre des Abtes wie auch über den Gehorsam der Schüler. «Und wissen soll der Abt, dass dem Hirten zur Last fällt, wann immer der Hausvater an den Schafen weniger Nutzen findet». Aber auch die Mönche stehen eines Tages vor dem Richterstuhl des Allwissenden, und diesen Tag soll man fürchten (K 4,7). Sinn und Zweck der monastischen Disziplin ist also, dass Abt und Mönche nicht die ewige Seligkeit verscherzen.
St. Benedikt weiss, dass es eine «schwierige und mühevolle Sache» ist, Seelen zu leiten. Er überlegt lange, wie er vorgehen soll, und schaut vor allem auf Christus, der ihm hier der einzige Lehrmeister ist.
Im Geiste Christi stellt Benedikt Ausführungsbestimmungen auf.
Den obersten Grundsatz «Der Abt hasse die Fehler» ergänzt er selbst sogleich, indem er zufügt: «Er liebe die Brüder.» Das eine darf das andere nicht ausschliessen. Dann mahnt er, der Abt «rotte die Fehler klug und mit Liebe aus» (K 64). «Er denke daran, dass man das geknickte Rohr nicht vollends knicken darf (Mt. 12, 20). «Er strafe nicht zu sehr, damit das Gefäss nicht zerbreche, wenn er den Rost zu sehr abzuschaben versucht» (K 64). «Immer stelle er die Barmherzigkeit höher als das Gericht» (Jk. 2, 13, K 64).
Man sieht, St. Benedikt schont die Delinquenten, er sucht ihr Bestes, will sie retten. Nicht jeder Verstoss gegen Hausordnung und Regelvorschrift ist gleich schwerwiegend (K 24, 25, 44). St. Benedikt trifft daher auch ganz verschiedene Vorkehrungen, um sie abzustellen. Er wendet zuerst Mahnung, Zurechtweisung, Tadel unter vier Augen an. Wenn diese nichts erreichen und wenn der Schlendrian auch andern auffällt, dann wird der Fehlende öffentlich gerügt. Man soll nicht den Eindruck bekommen, man dulde die Unordnung.
Auch die Strafen sind gestuft. Sie sollen nicht nur der Grösse des Vergehens entsprechen – Sühnecharakter –, sie sollen auch der Sinnesart des Straffälligen angepasst werden, sollen zu seiner Besserung beitragen. Daher sollen Zuchtlose und Unruhige härter gerügt werden, während Gehorsame und Demütige eher einer Aufmunterung, ja einer «Beschwörung» bedürfen. «Gleichgültige mahnen wir zu tadeln und zu strafen» (K 2).
Eine harte Strafe verhängen hat nur dann einen Sinn, «wenn der Schuldige einsieht, was für eine schwere Strafe das ist» (K 23). Die empfindlichste Ahndung der hl. Regel ist die zeitweilige Ausschliessung aus der klösterlichen Gemeinschaft. Italienern, für solche wurde die Regel in erster Linie geschrieben, ist es nur wohl, wenn sie beisammen sein dürfen. Daher leiden sie mehr als andere, wenn sie nirgends Anschluss finden. Nur für die gröbsten Verfehlungen darf die klösterliche Absonderung verhängt werden.

« Man sieht, St. Benedikt schont die Delinquenten, er sucht ihr Bestes, will sie retten. »

Der Ausgeschlossene darf erst zu späterer Stunde essen – muss also fasten und auf Gesellschaft verzichten. Er muss allein arbeiten, und im Chor darf er keine Antiphon und keinen Psalm anstimmen, auch keine Lesung übernehmen, muss in demütiger Haltung die Brüder um Verzeihung bitten. Allen ist verboten, mit ihm zu reden (K 24, 25).
Im 27. Kapitel der hl. Regel lässt uns St. Benedikt in sein Herz schauen. Es ist überschrieben mit den Worten: «Wie der Abt um die Ausgeschlossenen besorgt sein soll.»
Wer nicht an der klösterlichen Gemeinschaft teilnehmen darf, der kann verzagt, verbittert werden. Daher bittet der Abt ältere, kluge, erfahrene Brüder, dass sie sich um einen solchen liebevoll annehmen. Sie sollen unvermerkt – ohne Aufsehen zu machen – ihn aufsuchen, mit ihm reden, ihn reden lassen, sollen ihn trösten, aufrichten, sollen ihm zeigen, dass nicht alles verloren ist, ihre Vermittlung beim Abt und den

andern Brüdern anbieten, kurz, sie sollen ihm den Weg zur Gemeinschaft zurück weisen und ihm dabei helfen. Und unterdessen sollen alle für den hart Gemassregelten beten. «Es soll sich an ihm die Liebe bewähren» (2 Kor. 2, 8).
Für den Fall, dass die Ausschliessung auf einen Bruder keinen Eindruck machen sollte, würde körperliche Züchtigung vielleicht ihn eher zu Reue führen. Auch diese ist vorgesehen. In der rohen Zeit, in der Benedikt lebte, beurteilte man Rutenschläge anders als heute.
Bei allen seinen Anordnungen muss dem Abt das Bild des guten Hirten vorschweben, das Christus selbst gezeichnet hat. Er geht dem in der Wüste verirrten Schäfchen nach und kehrt nicht zurück, bis er es findet. Dann trägt er es auf seinen Schultern zu den andern heim (K 27). Diese Mühe darf den Abt nicht verdriessen. Er hat ja die Leitung von kranken Seelen und keine Tyrannis über diese inne.
Was aber, wenn einmal ein Mönch in wichtigen Belangen den Gehorsam versagt, halsstarrig, stolz auftritt, auf keinen hört, murrt und gar noch andere aufwiegelt? An diese Möglichkeit denkt der hl. Benedikt auch noch. Dann käme das Wohl des ganzen Klosters in Gefahr. Dann, aber wirklich erst dann, wenn alle Versuche, den Verblendeten zurückzuholen, umsonst gewesen wären, dann müsste der Unverbesserliche entlassen werden, «damit nicht das räudige Schaf die ganze Herde anstecke» (K 28). Aber selbst in diesem Fall wäre die Klosterpforte nicht zugeschlagen. Den ehrlich Reumütigen nimmt St. Benedikt wieder auf, wie den verlorenen Sohn in der Bibel (K 29).
Die Bussdisziplin der Benediktusregel ist offensichtlich der allgemeinen kirchlichen Busspraxis des 6. Jahrhunderts nachgebildet. Wie diese hat sich auch die klösterliche im Laufe der Jahrhunderte, vor allem seit dem Zweiten Vatikanum geändert. Sie ist milder geworden.
Fehler werden aber immer wieder vorkommen, und somit bleibt die Pflicht der Sühne und der Lebensbesserung.
Ist Diskretion zeitgemäss?
Jetzt, wo das Kollektiv alles und der Einzelne nur als Nummer gilt, werden die Päpste nicht müde, Rechte und Würde der menschlichen Person hervorzuheben und sich für sie einzusetzen. Auch St. Benedikt tut das. Und schimmern nicht Glaube und Ehrfurcht durch alle seine Forderungen der Diskretion? Wäre nicht jeder Schuldbare dankbar, wenn Eltern, Lehrer, Vorgesetzte, auch Behörden, im Geiste St. Benedikts mit ihm verfahren würden?
Diskretion bürgt für Ordnung, Ruhe, Frieden, Liebe und auch für Erfolg jeglicher Gemeinschaft.

Schweigsamkeit

Wer erstmals ein Kloster besucht, dem fällt eine gewisse Stille auf. Man redet nicht unterschiedslos in allen Räumen. Es gibt eigene Sprechzimmer und es gibt eine Klausur, zu der man nicht ohne Weiteres Zutritt hat. Wenn man dort in den Gängen einem Mönch begegnet, grüsst er wohl mit freundlichem Kopfnicken, aber er geht schweigend am Fremden vorüber. St. Benedikt hat in seinen Klöstern nicht «ewiges Schweigen» angeordnet, er hat das Sprechen rationiert, auf das Notwendige eingeschränkt, Zeit und Ort dafür bestimmt.
Allerlei Gründe haben ihn dazu veranlasst. Auch hier entnimmt er der Heiligen Schrift Grundsätze. Er zitiert das Buch der Sprüche: «Beim Vielreden wirst du der Sünde nicht entgehen» (10, 9) und: «Tod und Leben sind in der Gewalt der Zunge» (18, 21). Auch im Neuen Testament ist die Rede von Zungensünden. Der hl. Jakob weist vor allem darauf hin: «Aus demselben Munde geht Segen und Fluch hervor» (Jak. 3, 10). Wer viel und schnell redet, überlegt zu wenig. Vor dieser Gefahr will St. Benedikt die Seinen fernhalten.
Ein anderer Grund: «Reden und Lehren geziemt dem Meister, Schweigen und Hören kommt dem Schüler zu» (K 6). Man wird bei diesen Worten an die alten Philosophenschulen erinnert. Die kannten noch keinen Schülerrat und wussten nichts von einem Mitbestimmungsrecht der Jünger bei der Wahl des Lehrstoffes und der Lehrmethode. Der Schüler musste sich sogar eine Zeitlang im Schweigen üben. Tempi passati!
St. Benedikts Klosterregel beginnt mit dem Wort: «Horch, mein Sohn.» Der Mönchspatri-

arch hat dem Neuling viel zu sagen. Er muss ja in ein ganz ungewohntes Leben eingeführt werden. Er soll wirklich Lehrling sein. Man erteilt ihm Unterricht, er wird mit mannigfaltigen Übungen vertraut gemacht.
Wichtiger ist für St. Benedikt das Horchen auf den Heiligen Geist. Gott ist der beste Lehrmeister. Er spricht zu uns in der Liturgie und in der «göttlichen Lesung». Dieser wird viel Zeit eingeräumt. Sie verlangt Nachdenken. Dabei soll man nicht gestört werden. Im Interesse der Geistessammlung wird das Reden im Kloster rationiert. Mit Gott darf man allezeit und allerorten ins Gespräch kommen. Davon sollen uns Menschen nicht abhalten.

> « Zuerst soll einer, ehe er etwas ausspricht, überlegen, was er sagen will. »

Auffallend strenges Schweigen ist im Kloster angeordnet in der Zeit nach der Komplet bis zur Morgenfrühe. Wer dieses Schweigen ohne hinreichenden Grund bricht, verfällt der Strafe. Klosterleute wissen, dass dieses nächtliche Schweigen – auch «grosses Schweigen» wird es genannt – eine wahre Wohltat ist. «Endlich allein», möchte der eine oder andere seufzen. Jetzt gehört man sich selbst, kann dies und jenes noch fertig machen, kann den scheidenden Tag überdenken, den kommenden vorbereiten. Kostbar ist ein letztes Zwiegespräch mit Gott, ein stilles Gedenken an Hingeschiedene.
St. Benedikt weiss aus Erfahrung, dass erfolgreiches Schaffen nur dem möglich ist, der «dabei» bleibt, der sich nicht ablenken lässt. Der Plauderer richtet nicht viel aus, er kommt zu spät und übersieht manches (K 48).
Man überlege, ob St. Benedikts Anordnungen nicht doch viel Lebensweisheit enthalten. Wird ihre Befolgung – den Umständen entsprechend – nicht auch den Menschen in der Welt zum Segen gereichen?
Der moderne Mensch wird gehetzt. Er sehnt sich nach Ruhe, nach Stille. Er möchte auch wieder einmal sich selbst gehören. Auch aussprechen möchte er sich, Klarheit bekommen will er über viele Fragen, die ihn bedrängen.
Das wusste das zweite Vatikanische Konzil. Es verlangt auch von den Ordensleuten apostolischen Einsatz und empfiehlt immer wieder den Dialog. Die Abteien des hl. Benedikt dürften sich dafür eignen, unter völliger Wahrung ihrer Eigenart, auf die das Konzil Rücksicht nimmt. Einen fruchtbaren Dialog führen ist nicht leicht. Das muss man lernen, und man lernt es schneller, wenn man sich zuerst im Schweigen geübt hat. Der hl. Basil, den Benedikt oft um Rat gefragt hat und den er dankbar und ehrfürchtig «unsern Vater Basilius» nennt, gibt uns Winke. Er schrieb im vierten Jahrhundert. Seine Worte sind immer noch aktuell. «Auch auf den Punkt muss man achtgeben, zu lernen, wie man ein Gespräch zu führen hat, zu fragen, ohne übertriebenen Ernst, Antwort zu geben, ohne das Verlangen zu prunken, einen lehrreichen Redner nicht zu unterbrechen noch vom ehrgeizigen Verlangen beseelt zu sein, ein eigenes Wort einfliessen zu lassen, massvoll im Sprechen und Hören zu sein, sich nicht zu schämen, Ratschläge anzunehmen, noch unwillig, solche zu gelben, noch das, was man an Kenntnissen andern schuldet, nicht anzuerkennen …
Zuerst soll einer, ehe er etwas ausspricht, überlegen, was er sagen will.
Er sei höflich, wenn er angesprochen wird, er sei gütig im Verkehr mit andern. Nie soll er durch Wissen zu gefallen suchen, sondern sich der Ruhe und Milde mit gütigem Mahnen befleissen. Barsches Wesen muss stets, sogar beim Tadeln, vermieden werden» (Migne, PG 32, 230). Besser wird kaum ein Autor des 20. Jahrhunderts sagen können, worauf es beim Dialog ankommt.
Der hl. Benedikt hat eine Mönchsregel geschrieben, er wollte klösterliches Leben ordnen.
Wer jedoch aufmerksam diese Regel liest, wird zugeben, dass auch das Leben in der Welt anders – ruhiger, friedlicher, menschlicher – würde, wenn man es nach den Grundsätzen St. Benedikts gestaltete.
Es kommt hier nicht auf die Befolgung des Buchstabens an. Zeitbedingte Anordnungen darf man übergehen oder durch zeitgemässe ersetzen.
Der Geist ist es, der lebendig macht.